

Peter Bukowski

Wer ist Jesus Christus für uns heute?

Vortrag auf der Hauptversammlung des Reformierten Bundes in Villigst, 24. April 2015

I. Einleitung

Einem Außenstehenden könnte die Themenstellung seltsam, um nicht zu sagen: verdächtig vorkommen. Wieso fragen Christen nach Christus? Was, wenn nicht diese Frage, sollte unter denen geklärt sein, die sich nach ihm benennen und sich auf seinen Namen berufen.

Und in der Tat: Wir tun ja so als ob. Wir sind Christinnen und Christen. Wir sind Mitglieder einer christlichen Kirche, feiern Gottesdienste in seinem Namen. Nennen den Sonntag den ›Tag des Herrn‹. Und in unseren Bekenntnissen wissen wir viel von ihm zu sagen. Wie aber steht es um unseren Lebensvollzug? Ich habe in der letzten Zeit im Rahmen der Ausbildung wieder dutzende von Gesprächsprotokollen gelesen. Die gute Nachricht: Die VikarInnen bemühen sich durchaus, ihren Glauben als Ressource zu nutzen. Sie bringen die Bibel ins Gespräch. Aber schaut man genauer hin, so spielt Jesus Christus dabei kaum eine Rolle: Gott, der Schöpfer und Bewahrer wird thematisiert. Zu ihm wendet man sich, etwa indem man sich Worte der Psalmen leiht. Sein Segen wird zugesprochen. Wie gesagt, das ist alles nicht falsch, aber wo bleibt Jesus Christus – außer dass mit den Gesprächspartnern gebetet wird, »wie Jesus es uns gelehrt hat«? Und auch in den Predigten überwiegen der 1. und der 3. Artikel unseres Glaubensbekenntnisses. Und wenn Jesus zur Sprache kommt, dann eher als Vorbild, als Ratgeber, als Mutmacher denn als gegenwärtiger Herr. Fast will es scheinen, als gebe der liberale Theologe Adolf von Harnack den Trend vor. Er konnte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in seinem »Wesen des Christentums« schreiben: »In dem Gefüge: Gott der Vater, die Vorsehung, die Kindschaft, der unendliche Wert der Menschenseele, spricht sich das ganze Evangelium aus.«¹

Die praktische Christusverschwiegenheit hat mich umso nachdenklicher werden lassen, als ich in anderen Weltgegenden durchaus anderes erlebe. Beispiel: Die Presbyterianische Kirche von Ruanda, an deren »Institute for social science« ich zu Beginn dieses Jahres zum zweiten Mal unterrichtet habe. Das am häufigsten gesungene Lied in den morgendlichen Andachten ist: »What a friend we have in Jesus« – zu deutsch: »Welch ein Freund ist unser Jesus (...)«. In diesem in der gesamten Ökumene weit verbreiteten und höchst beliebten Lied wird Jesus besungen: als der gegenwärtige Herr und Helfer; als verlässlicher Freund, der an unserer Seite steht gegen alles, was uns bedrängen und in Angst versetzen will, als der, der uns vor Gott vertritt und uns aus den Fängen der Sünde und des Todes befreit. Und dieses Lied ist Programm: So wird gepredigt und gebetet. In der Gegenwart des Auferstandenen wird um Heilung gebetet, werden in manchen Kirchen böse Geister ausgetrieben, von seiner versöhnenden Gegenwart erhofft man sich Versöhnung und bittet um Heilung der Gesellschaft, die auch nach 20 Jahren zutiefst traumatisiert ist von einem millionenfachen Völkermord, dessen Nachbeben bis zum heutigen Tag Opfer fordert.

1 Adolf von Harnack, Das Wesen des Christentums [1900], Stuttgart 1950, 42.

Damit ich nicht missverstanden werde: Ich will die unmittelbare und unverstellte Jesusfrömmigkeit, wie ich sie in vielen Gegenden des ›global south‹ erlebt habe, nicht idealisieren oder romantisieren. Auch an sie lassen sich kritische Rückfragen stellen: Oftmals kommt sie sehr individualistisch daher, setzt eher auf den Trost des Einzelnen als auf gesellschaftliche Befreiung (insofern ist ja gerade Ruanda auch ein abschreckendes Beispiel, denn die innige Jesusfrömmigkeit hatte dem Völkermord aufs Ganze gesehen nichts entgegenzusetzen). Und auch der oftmals vorkritische Bibelgebrauch (samt seinen Folgen etwa in Fragen der sexuellen Orientierung) bleibt mir fremd und jedenfalls nicht erstrebenswert.

Und doch habe ich aus den ökumenischen Begegnungen die Frage mitgebracht: Wie sind in unsern christlichen Lebensvollzügen die Gewichte verteilt? Wir haben keinen Mangel an christologischer Reflexion. Die Frage nach Person und Werk Jesu Christi nimmt im Studium breiten Raum ein – und das ist gut so. Auch unsere Bekenntnistexte leiden an christologischer Breite und Tiefe keinen Mangel – ebenso wenig wie unsere Gesangbuchlieder. Aber die Lebensvollzüge in Seelsorge und Predigt und vor allem die Haftpunkte unserer Frömmigkeit – wie steht es da um die Frage, die sich in der Themenstellung niederschlägt?

Ich werde nun in einem ersten Teil der Frage nachgehen, was wir eigentlich sagen, wenn wir uns zu Jesus als dem Christus bekennen. Dies scheint mir angesichts weit verbreiteter Unsicherheiten gegenwärtig besonders geboten (Abschnitte II. – III.). Im zweiten Teil wende ich mich dann der Frage nach dem »für uns heute« zu (Abschnitte IV. – VI.).

II. Was sagen wir, wenn wir uns zu Jesus als dem Christus bekennen?

Die in ihrer Weisheit von Reformierten bisweilen unterschätzte Perikopenordnung erinnert daran, dass die Kirche gut beraten ist, die Frage nach Christus, also nach dem, was sie gründet, wach zu halten. Und so ist einer der Predigttexte für das Pfingstfest (das ja gemeinhin als »Fest der Kirche« verstanden wird und den 3. Glaubensartikel im Focus hat) Mt. 16,13ff (parr. Mk. 8,27-30; Lk. 9,18-21):

Da kam Jesus in die Gegend von Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei?
 Sie sprachen: Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist Jeremia oder einer der Propheten.
 Er fragte sie: Wer sagt denn ihr, dass ich sei?
 Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!
 Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.

Dieses in Varianten von allen Synoptikern aufbewahrte Gespräch ist von höchstem theologischem Belang. Es besagt im Kern: Der Mensch Jesus gehört in unüberbietbarer Weise auf die Seite Gottes: »Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.« (Mk. 8,30: »Du bist *der* Christus«; Lk. 9,21: »Du bist *der* Christus *Gottes*«). Und: Dieses sein Lebensgeheimnis, das sich am Ende des Evangeliums im Wunder seiner Auferweckung erschließen wird, ist nicht das Ergebnis menschlichen Nachsinnens, erschließt sich nicht aus achtsamem Wahrnehmen dessen, was er sagt und tut, sondern ist die Wahrheit über sein Leben, die nur Gott selbst kundtun kann. Und deshalb: »*Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel*« (V. 17b).

Wohlgermerkt: Auch die Menschen zur Zeit Jesu sind prinzipiell nicht besser dran als wir. Wenn sie sich auf das, was sie von ihm hören oder (gar) mit ihm erleben, einen Reim zu machen versuchen, landen sie im besten Fall bei einer Aktualisierung und Steigerung dessen, woran sie schon immer geglaubt haben: »*Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist Jeremia oder einer der Propheten*« (V. 14). Wie sollten wir die Leute, die hier zu Wort kommen wegen ihrer »Ansichten« (Bonhoeffer) kritisieren. Immerhin verorten sie den Juden Jesus in dem ihm angemessenen Kontext ihres Glaubenslebens: Er ist eine herausragende Gestalt in der Verheißungsgeschichte Israels. Ohne diesen Kontext, das hat die Kirche viel zu spät wieder gelernt, ist er gar nicht zu verstehen. Und sowohl der Hinweis auf den Bußprediger Johannes, wie auch auf den messianischen Vorläufer Elias oder einen der Propheten treffen jeweils etwas Richtiges an ihm; sie beleuchten, ja vertiefen, eine Facette seines Handelns. Je mehr sich in späteren Zeiten die ›Jesusbilder‹ aus seinem Lebenskontext lösten, sich also aus dem »Wahrheitsraum« (Crüsemann) der hebräischen Bibel entfernten, desto problematischer wurden sie; sie sagten mehr über den ›Maler‹ als über den Dargestellten aus – das belegt die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung aufs Eindrücklichste.

Aber auch auf den hier avisierten besten Fall biblisch verorteter Jesusbilder ließe sich keine Kirche bauen. Keiner der hier genannten, auch in höchster Steigerung nicht, kann Trost im Leben und im Sterben sein. Das kann nur der, den Petrus, von Gott selbst inspiriert, als Sohn des lebendigen Gottes bekennt. Und von dem es dann in einem urchristlichen Hymnus heißen wird: »*In ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig*« (Kol. 2,9).

In Jesu Zuwendung zu den Seinen, in seinen heilsamen und heilenden Worten und Taten, in seiner Parteinahme für die Armen und Marginalisierten, in seinem Erbarmen mit den in ihrer Sünde verstrickten, in seiner Lebenshingabe bis zum Tode am Kreuz, in ihm und in allen seinen Werken wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig – so wahr der Auferstandene lebt. Deshalb ist ihm »*gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden*« und deshalb vertrauen die Seinen auf das Versprechen: »*Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.*«

Das folgende Zitat aus der Ausarbeitung des Theologischen Ausschusses der UEK zur Personalität Gottes (2011) bündelt diese für das Verständnis Jesu Christi zentrale biblische Erkenntnis: »*In Jesus begegnet uns ein Mensch, mit dem sich Gott auf seine unsichtbare göttliche Weise unlöslich verbunden hat. Diese Verbundenheit ist vor der Welt verborgen. Man bekommt Gott im Menschen Jesus darum nicht ›zu fassen‹. Zu seiner Anwesenheit in diesem Menschen gehört, dass er ihn in seiner Menschlichkeit frei gibt. Gott wird vorsichtig Mensch, indem er diesen Menschen nicht mit seinem göttlichen Glanze verschlingt. Aber er wird tatsächlich Mensch, indem er sich mit ihm selbst und mit allen seinen Wegen bis zum Tode am Kreuz verbindet.*«²

Diese Aussage hat eine doppelte, für unseren Glauben wesentliche Pointe: Weil *Gott* »tatsächlich Mensch wird«, gewinnt er in diesem Menschen verlässlich Gestalt. Unser Gottesglaube ist deshalb etwas anderes als ein »munkelndes Ahnen« (Iwand). Etwas anderes als die vage Hoffnung, dass es »da oben über'm Sternenzelt« wohl noch etwas

2 Michael Beintker und Martin Heimbucher (Hg.), Mit Gott reden – von Gott reden. Das Personsein des dreieinigen Gottes. Ein Votum des Theologischen Ausschusses der Union Evangelischer Kirchen (UEK) in der EKD, Neukirchen-Vluyn 2011, 118.

geben muss: ein höheres Wesen, eine Macht, einen Urgrund. Von Gott kann man mehr sagen, als dass er das inhaltsleere »Woher unseres schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls« (Schleiermacher) sei – wobei sich dann viel über dieses Gefühl, aber wenig und jedenfalls nichts Verlässliches über jenes »Woher« sagen ließe. Wenn wir unsere Hoffnung auf Gott richten als unseren Helfer, Befreier, Versöhner und Retter, dann eben nicht grundlos, sondern weil er uns als dieser Gott im Menschen Jesus erschienen ist. Denn, so noch einmal der Kolosserbrief: »*Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes*« (Kol. 1,15).

Und anders herum: Weil Gott sich *mit diesem Menschen* unlöslich verbunden hat, darum gilt alles, was der Mensch Jesus gesagt und getan hat – bis hin zu seiner Liebeshingabe am Kreuz – nicht nur in der zeitlichen und räumlichen Begrenztheit des damals Geschehenen, sondern es gilt zu aller Zeit und an jedem Ort: Jesus, von dem die Evangelien erzählen und den die Apostel bezeugen, ist unser Immanuel – »*alle Tage, bis an der Welt Ende*«.

Lassen Sie mich diesen Gedanken an einer Predigt konkretisieren, die Karl Barth am Altjahresabend 1960 in der Strafanstalt Basel über Psalm 31,16 gehalten hat: »*Meine Zeit steht in Deinen Händen.*« Barth hat den tröstlichen, den erbaulichen Sinn dieser Gebetszeile breit entfaltet – das kann hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden. Worauf es mir jetzt ankommt: Am Ende dieser sehr seelsorglichen Entfaltung, wo man eigentlich schon das »Amen« erwartet, fällt Barth sich noch einmal selbst ins Wort:

Ja, fragt ihr mich, hat Gott denn Hände? Jawohl, Gott hat Hände, und zwar ganz andere, viel bessere, viel geschicktere, viel stärkere Hände als diese unsere Klauen. Was heißt das: Gottes Hände? Lasst es mich zuerst so sagen: Gottes Hände sind seine Taten, seine Werke, seine Worte, die uns alle, ob wir es wissen und wollen oder nicht, von allen Seiten umgeben und umfassen, tragen und erhalten. Aber das könnte immer noch bloß bildhaft, symbolisch gesagt und verstanden sein. Es gibt einen Punkt, da hört das Bildhafte und Symbolische auf, da wird die Sache mit den Händen Gottes ganz wörtlich ernst ... »Deine Hände« – das sind die Hände unseres Heilandes Jesus Christus. Sie sind die Hände, die er weit ausgebreitet hat, als er rief: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig uns beladen seid, ich will euch erquicken« (Mt. 11,28). Sie sind seine Hände, mit denen er die Kinder gesegnet hat. Sie sind seine Hände, mit denen er die Kranken angerührt und geheilt hat. Sie sind die Hände, mit denen er das Brot brach und austeilte an die Fünftausend in der Wüste und dann noch einmal an seine Jünger vor seinem Sterben. Sie sind endlich und vor allem seine für unsere Versöhnung mit Gott ans Kreuz genagelten Hände. Meine Schwestern und Brüder, das, das sind die Hände Gottes: die starken Vaterhände, die guten, weichen, zarten Mutterhände, die treuen, helfenden Freundeshände, die gnädigen Gotteshände, in denen unsere Zeit steht, in denen wir selbst stehen. (...) In deinen Händen – in den Händen deines lieben Sohnes – da steht meine Zeit, da steht mein Leben, da darf ich stehen. Er, dein lieber Sohn, hat ja gesagt: »Niemand wird sie aus meiner Hand reißen« (Joh. 10,28). Hört ihr's: Niemand, kein Mensch und kein Engel und kein Teufel, meine Sünde nicht und mein Tod auch nicht! Niemand kann und wird sie aus meiner Hand reißen.³

III. Notger Slenczkas Einspruch

»Es gibt einen Punkt, da hört alles Bildhafte und Symbolische auf« – haben wir in Barths Predigt gehört. Kann man, darf man das so sagen? An dieser Stelle erhebt sich heute massiver Einspruch, auf den ich eingehen muss, weil er alles bisher Ausgeführte einer grundsätzlichen Kritik unterzieht. Die Entscheidungen, die hier fallen, haben

3 Karl Barth Gesamtausgabe Bd. 12, I. Predigten 1954-1967, Zürich 1979, 183f.

weitreichende Auswirkungen – bis hin zu den eingangs erwähnten Glaubens- und Frömmigkeitsvollzügen.

Notger Slenczka, einer der besonders profilierten Vertreter dieses Einspruchs hat 2013 in ›zeitzeichen‹ die Lage der gegenwärtigen deutschsprachigen Systematischen Theologie diagnostiziert.⁴ Er beobachtet, sie bestehe in der Mehrzahl aus liberalen Theologen im Gefolge Schleiermachers, welche die These ablehnen, Theologie habe es »mit dem zu tun, was dem Glauben vorausgeht, ihn begründet, von ihm unabhängiger Ursprung ist« (45). Entsprechend sei theologische und religiöse Rede »nicht (...) Beschreibung der gegenständlichen Voraussetzung des Glaubens – des Handelns Gottes in Christus oder der Qualitäten der Heiligen Schrift oder des Wesens und Seins Gottes –, sie ist vielmehr religiöser Ausdruck gläubigen Selbstverständnisses.« (47) Deshalb ziele die von der Mehrzahl vertretene Systematische Theologie auf eine »Entsubstantialisierung der Aussagen des frommen Subjekts« (ebd.).

Mir scheint, Slenczkas Lagebeschreibung der deutschsprachigen Theologie trifft zu. Tatsächlich nicht nur in der Systematischen, sondern auch in der Praktischen Theologie wirkt dieser Ansatz schulbildend (ich nenne nur Werk und Wirkung von Wilhelm Gräßl). Die Folgen sind in der Vikariatsausbildung deutlich wahrnehmbar.

Was nun verbirgt sich hinter dem Wortungetüm einer ›Entsubstantialisierung‹?

Für Slenczka gilt im Blick auf Christus, »dass sich religiöse Rede nicht in der wie immer feststellbaren Übereinstimmung ihrer gegenständlichen Aussagen mit den entsprechenden Sachverhalten bewahrheitet, sondern in der Angemessenheit und Nachvollziehbarkeit der Selbstdeutung, in der der religiös Bewegte reflektiert, was er von diesen Gegenständen her empfangen haben will.«⁵ Wahr bedeutet hier also »authentische Selbstaussprache« (222), wahr bedeutet nicht, dass Aussagen »über die isolierte Person Jesu von Nazareth (...) zutreffend sind« (ebd.). Nun entgeht Slenczka natürlich nicht, dass der Glaube im Vollzug seines Selbstausspruchs anders ›funktioniert‹: Aussagen über Christus weisen über den Sprecher hinaus und nehmen »in Anspruch, die Wahrheit dieser Person auszusagen« (ebd.). Aber, und hier schließt sich der Kreis, dieser Überschuss, den der Glaube in Worte fasst, ist nicht etwa der Reflex einer auf den Glauben von außen zukommenden Wirklichkeit, sondern Ergebnis dessen eigener Produktivität. Der Glaube macht gegenständliche Aussagen über Gott und Christus, um auszudrücken, dass religiöse Erfahrung immer unverfügbar bleibt, also etwas ist, das einem widerfährt. Wenn man so will, sind also materiale Aussagen über Gott oder Christus uneigentliche Rede: Sie meinen nicht, was sie sagen, sondern sie bringen religiöses Ergriffensein zum Ausdruck und, um dessen Unverfügbarkeit zu markieren, ›schaffen‹ sie Aussagen, die über sich hinausweisen.

›Entsubstantialisierung‹, das »christliche Selbstbewusstsein« als Dreh- und Angelpunkt theologischer Wahrheitsfindung – diesen Ansatz hat Slenczka in letzter Zeit noch in eine Richtung verfolgt, die ich hier nur eben andeute, weil sie uns auf dieser Hauptversammlung an anderer Stelle beschäftigen wird. Ich sprach oben von der hebräischen Bibel als Wahrheitsraum, als Glaubenskontext sowohl Jesu als auch der neutestamentlichen Zeugen. Slenczka hingegen hat sich in seiner Abhandlung über »Die

4 Notger Slenczka, Flucht aus den dogmatischen Loci. Das Erbe des 20. Jahrhunderts. Neue Strömungen in der Theologie, in: zeitzeichen 14 (2013), 45-50.

5 Notger Slenczka, Die Christologie als Reflex des frommen Selbstbewusstseins. »...darumb wirt die gottheit Ihesu Christi ... damit bekant, das wir ynn yhn ... glauben« (Luther, WA 7,215,15), in: Jens Schröter (Hg.), Jesus Christus, Tübingen 2014, 182-241, hier: 221.

Kirche und das Alte Testament«⁶ dafür ausgesprochen, dem Alten Testament den kanonischen Rang abzuerkennen und ihm nur noch einen minderen Wert für die kirchliche Praxis beizumessen. Es gebe ein deutliches »Fremdeln« des [auf Universalität hin ausgelegten; P.B.] frommen Selbstbewusstseins« (119) gegenüber dem »Zeugnis einer Stammesreligion mit partikularem Anspruch« (94; so im Gefolge Harnacks). Bei den Reformatoren und einer an ihnen orientierten Theologie verhält es sich genau anders herum: Das »fromme Selbstbewusstsein« hat sich immer neu von der Heiligen Schrift, und zwar von der ganzen Heiligen Schrift her inspirieren und befragen zu lassen. Dem entspricht auch die reformierte Frömmigkeitspraxis der letzten 400 Jahre mit ihrer Wertschätzung gerade des Alten Testaments und dessen extensiver und intensiver Auslegung in Predigt und Unterricht. Ganz zu schweigen davon, dass in der weltweiten Ökumene christliches Selbstbewusstsein gerade in den Geschichten von Gottes ersterwähltem Volk in besonderer Weise Heimat findet⁷. Ich vermag deshalb das »Christliche« an Slenczkas Selbstbewusstsein nicht zu erkennen. Wohl aber bescheinige ich ihm ein überaus ausgeprägtes Selbstbewusstsein, sonst könnte er es nicht letztlich über Schrift, Bekenntnis und kirchliche Glaubenspraxis stellen.

Zurück zur Frage nach Christus. Gerne zähle ich mich zu der von Slenczka gewählten »Minderheit«, die seinen hier nachgezeichneten Weg nicht mitgehen kann. Ich möchte stattdessen an eine Unterscheidung von Hans-Georg Geyer erinnern, die auf den ersten Blick ähnlich scheint, aber im Entscheidenden die Gewichte genau anders verteilt. Geyer hat in einem Aufsatz über die Auferstehung Jesu Christi⁸ die Frage aufgeworfen, ob dem Satz: »Jesus ist von den Toten auferweckt worden« das Gewicht »einer Realitätsaussage« zukommt. Dass diese Frage nicht mit einem einfachen Ja beantwortet werden kann, liegt auf der Hand, denn als »reine Tat Gottes« (Barth) sprengt sie den Rahmen des unserer Erkenntnis zugänglichen historischen Geschehens: sie ist kein objektiv erhebbares Faktum wie andere Begebenheiten der Weltgeschichte (soweit besteht Übereinstimmung mit Slenczka). Und doch bezeugt die Schrift in allen Auferstehungspassagen, dass die Auferstehung in einem (gegenständlichen) raum-zeitlichen Geschehen den entsprechenden Glauben der Jünger *allererst hervorbringt und also begründet*. Wir müssen also die Auferweckung als *Glaubensgrund* strikt von *Glauben* der Jünger unterscheiden. Zwar erschließt sich dieser Grund nur dem Glauben (weshalb die Auferstehungsbotschaft von Anfang an auch auf Zweifel stieß), ist aber – und darauf kommt alles an – als Grund nicht vom Glauben abhängig oder gar erst von diesem »produziert«.

In der spröden Sprache Geyers: »In der Gegenständlichkeit des Glaubensgrundes liegt also ein spezifischer Doppelsinn beschlossen: Sie bedeutet auf der einen Seite die reale Independenz des Grundes vom Glauben, (...) seine nicht Angewiesenheit auf den Glauben, (...) und sie bedeutet auf der anderen Seite seine Evidenz für und nur für den Glauben.« (105).

Auf eine Formel gebracht: Wir haben »Grund zum Glauben«. Nur der Grund bietet dem Glauben Halt. Und nur als in Gottes Selbsterschießung gegründet ist der Glaube »eine

⁶ Notger Slenczka, Die Kirche und das Alte Testament, in: Elisabeth Gräß-Schmidt, R. Preul (Hg.), Marburger Jahrbuch Theologie XXV, Das Alte Testament in der Theologie, Marburger theologische Studien 119, Leipzig 2013, 83-119.

⁷ Man lese nur einmal: Philip Jenkins, The New Faces of Christianity. Believing the Bible in the Global South, Oxford 2006 passim.

⁸ Hans-Georg Geyer, Die Auferstehung Christi. Ein Überblick über die Diskussion in der gegenwärtigen Theologie, in: Fritz Viering (Hg.), Die Bedeutung der Auferstehungsbotschaft für den Glauben an Jesus Christus, Gütersloh 5. Aufl. 1967, 91-117.

gewisse Zuversicht des, das man hofft und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht« (Hebr. 11,1).

Zur Illustration wieder ein Predigtausschnitt, diesmal aus der eigenen Werkstatt. Ich zitiere den Anfang einer Osterpredigt über Joh. 20,11-18:

Liebe Gemeinde,
in die Mitte dieser Geschichte hat der Erzähler eine Notiz eingebaut, die das ganze Geheimnis der Ostertages in einem kleinen Halbsatz bündelt: ... *und sie sieht Jesus stehen und weiß nicht dass es Jesus ist* (V. 14). Wie wichtig dem Evangelisten dieser Hinweis ist, wird schon daran deutlich, dass er ihn im nächsten Kapitel in einer anderen Erscheinungsgeschichte gleich noch einmal gibt. In Joh. 21,4 heißt es: *Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer, aber die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war*. Noch einmal: Dieser Hinweis enthält das ganze Geheimnis der Ostertages: Der gekreuzigte Jesus ist den Mächten des Todes entronnen, er lebt und begegnet den Seinen als der Auferstandene. Aber zugleich bringen die wenigen Worte unsere Not auf den Punkt. Das Geheimnis bleibt unzugänglich: Der Auferstandene steht da und die Seinen erkennen ihn nicht.

Wie sollten sie, wie sollten wir in der Lage sein, etwas zu erkennen, was kein Auge je gesehen und kein Ohr je gehört hat!? Der Theologe *Ernst Lange* hat einmal gesagt: Der Glaube wird mundtot gemacht durch die Sprache der Tatsachen. Mir ist dieser Satz bei mancher Beerdigung in den Sinn gekommen. Da soll ich vom Glauben reden als dem »Sieg, der die Welt überwunden hat«, aber viel lauter als auch die schönsten und frommsten Worte reden die Tatsachen, dass hier ein geliebter Mensch zu Grabe getragen wird, dessen Leben unwiederbringlich zu Ende ist – trotz allem Hoffen und Mühen derer, die ihm nahe standen. Und nun sitzen die, denen eine Welt zusammengebrochen ist, vor mir, erschüttert von der Tatsache des Todes – da wollen mir die Sätze des Glaubens kaum über die Lippen. Aber gerade darum ist mir der Hinweis in unserem Text so wichtig, weil er beides zusammenhält: Unsere Not, unser Leiden und Verstrickt-Sein in die Welt der Tatsachen und das Wunder von Gottes neuer Welt, von der Gegenwart des Lebendigen, der dem Tode die Macht genommen hat. Maria von Magdala *sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist*.

Gleichzeitig finde ich diesen Satz ungeheuer tröstlich, denn er sagt mir: Dass Du »nicht weißt«, dass dir die Augen gehalten sind und du keinen Zugang findest zum Auferstandenen Jesus Christus, das macht dessen Lebendigkeit nicht zunichte. Sie ist nicht abhängig von Deinem Glauben. Wo du noch wie gebannt auf die Gräber starrst, ist er schon längst an deiner Seite und wartet darauf, dir zu begegnen. Mit den Worten eines Gesangbuchliedes: *Wenn ich auch gleich nichts fühle von Deiner Macht, Du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht* (EG 376). Diese Führung wurde Maria am Ostermorgen zuteil. Davon erzählt unsere Geschichte, um auch uns aus der Welt der Tatsachen mitzunehmen in das Wunder seiner Gegenwart.

IV. Wer ist Jesus Christus für uns heute? Das Bekenntnis von Belhar

Ich habe mich hier ziemlich lange mit der Grundsatzfrage beschäftigt, wie das biblische Bekenntnis zu Jesus als dem Christus geglaubt und wie dieser Glaube verstanden werden kann. Ich hoffe, es wurde deutlich: Dies geschah nicht, um vor Konkretionen, die das ›heute‹ der Themenfrage ja in Aussicht stellt, zu kneifen, sondern deshalb, weil ›heute‹ eben die Grundsatzfrage auf – wie ich finde – dramatische Weise zur Disposition steht und deshalb allererst einer Klärung zuzuführen war.

Deshalb nun noch einmal die Frage: Wer ist Jesus Christus für uns heute?

Beide Näherbestimmungen sind im Blick zu halten; das »für uns« und das »heute«. Das »für uns« stellt die Frage nach Christus in den Horizont der weltweiten Ökumene. Das ist wichtig, damit die reformatorische Frage, wie *ich* einen gerechten Gott kriege, was *mein* Trost im Leben und im Sterben sei, nicht – gegen die ursprüngliche Intention – in eine individualistische und/oder provinzielle Engführung gerät.

Deshalb setze ich ein mit einem herausragenden Beispiel aus der reformierten Ökumene, dem *Bekenntnis von Belhar*.

Der Hintergrund dürfte in diesem Kreis bekannt sein: Die Generalsynode der farbigen südafrikanischen Niederduitse Gereformeerde Sendingskerk (NGSK) verabschiedete 1986 das Belhar-Bekenntnis. Ablehnung und Überwindung der Apartheid wurden zur Bekenntnisfrage – acht Jahre vor der formellen staatlichen Überwindung der Apartheid 1994.

Ich wähle gerade dieses Bekenntnis, weil es über den konkreten Anlass hinaus bis heute nichts von seiner Aktualität verloren hat, vielmehr, wie sich zeigen wird, für unsere Frage richtungsweisend und erhellend ist. Dies nicht zuletzt deshalb, weil Belhar, darin Barmen folgend, durch seine christologische Konzentration besticht⁹.

»Wir glauben, dass das Versöhnungswerk Christi in der Kirche sichtbare Gestalt annimmt als Glaubensgemeinschaft derer, die mit Gott und untereinander versöhnt sind...« (Belhar Art. 2).

Und zu Beginn des 3. Artikels: »Wir glauben, dass Gott seiner Kirche die Botschaft von der Versöhnung in und durch Christus anvertraut hat«.

Bevor ich zeige, wie dieses Christuszeugnis aus Sicht der Bekennenden »für uns heute« konkret wird, muss ich noch einen Augenblick beim Stichwort *Versöhnungswerk* bleiben. Es spielt auf die reformierte, vor allem von Calvin ausgearbeitete Lehre vom dreifachen Amt Christi an.¹⁰ Für Calvin ist die ganze Geschichte und Wirkung Christi im dreifachen Amt zusammengefasst – und somit eingebettet in die Verheißungsgeschichte des Volkes Israels. Er ist vom Vater zum König, Priester und Propheten gesalbt. Als *König*, sitzend zur Rechten Gottes, regiert er die Welt; er weist weltliche Herrschaftsansprüche von Menschen über Menschen in ihre Schranken, steht den Seinen in allen Krisen bei und hilft ihnen im Kampf gegen Ungerechtigkeit. Als *Priester* ist er der Mittler, der vor Gott für die in ihrer Sünde gefangenen Menschen eintritt und sie mit Gott versöhnt. Als *Prophet* ist er der Lehrer der Seinen, der ihnen Gottes Wesen und Willen erschließt und sie »zu vertrauten Schülern Gottes« (Plasger) macht.

Es geht in dieser Lehre nicht um trennscharfe Abgrenzung der drei Ämter – sie werden ja von ein und derselben göttlichen Person wahrgenommen – vielmehr darum, den Blick für die Wirkungsvielfalt und den Beziehungsreichtum des gegenwärtigen Christus zu öffnen. Und genau dies geschieht im Bekenntnis von Belhar in einem bezeichnenden Dreischritt¹¹.

⁹ Ich zitiere das Bekenntnis nach: Reformierte Liturgie. Gebete und Ordnungen für die unter dem Wort versammelte Gemeinde, Wuppertal u. a. 1999, 198-201.

¹⁰Vgl. zum Folgenden Georg Plasger, Johannes Calvins Theologie. Eine Einführung, Göttingen 2008, vor allem 59-68.

¹¹Beim Folgenden handelt es sich um meine *Rekonstruktion* der inneren Struktur des Bekenntnisses – der »Dreischritt« findet sich im Text nicht expressis verbis.

Wahrnehmung: Im Lichte der in Christus geschenkten Gemeinschaft »derer, die mit Gott und untereinander versöhnt sind«, können die unversöhnten kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Realitäten namentlich das System der Apartheid als das wahrgenommen werden, was sie sind: gottwidrige und menschenverachtende Zustände und Mächte, die der Herrschaft Christi und seiner priesterlichen Selbsthingabe Hohn sprechen. Dabei bleibt solche Wahrnehmung nicht bei den Phänomenen stehen, sie nimmt auch das eigene Glaubensleben und die Theologie in den Blick und zeigt auf, dass und wie innerhalb der Kirche dem Christuswidrigen zugearbeitet wurde; etwa indem die Apartheid (pseudo-)theologisch begründet wurde.

Vergewisserung und Ermutigung: Solch ungeschminkter Wahrnehmung kann nur standhalten, wer sich nicht auf verlorenem Posten sieht – und deshalb nicht gezwungen ist, entweder die Augen zu verschließen, oder sich in die Isolation individueller Erlösung zu flüchten. Folglich nimmt die Ermutigung breiten Raum ein: Kraft der Gegenwart Christi ist eben das, was ist, nicht alles! Er lässt die Seinen nicht im Stich. »Gott *hat* durch sein lebensschaffendes Wort und seinen lebensschaffenden Geist die Macht der Sünde und des Todes (...) überwunden.« So wird der bis heute ihr Unwesen treibenden Göttin ›TINA‹ (there is no alternative) radikal und konsequent der Tribut verweigert. Alternativen sind möglich! Gott *hat* sein Volk »befähigt, in neuem Gehorsam zu leben und dadurch neue Lebensmöglichkeiten für das Zusammenleben in der ganzen Welt zu eröffnen.« In der Gegenwart des lebendigen Christus sind Kirche und Welt veränderbar. Und deshalb:

Wegweisung: ... deshalb werden die Christenmenschen eingewiesen, besser: sollen sie sich in die Spur des prophetischen Amtes Christi einweisen lassen, der »den Unterdrückten Recht schafft und den Hungrigen Brot gibt«, der »die Bedrängten unterstützt«, »die Fremden beschützt«, »den Waisen und Witwen hilft und den Weg der Gottlosen versperrt«.

Auf diese hier ja nur anzudeutende Weise ist Jesus für die, die in Belhar das Wort gewagt haben der »Christus für uns heute«.

Dieses Wort hat in Südafrika und weit darüber hinaus real verändernd gewirkt! Und: Das Bekenntnis von Belhar vermittelt uns auch theologische Einsicht in die Arbeit der später ins Leben gerufenen Wahrheitskommissionen, die – bei allen Schwierigkeiten – einen wesentlichen Beitrag zur Heilung der durch die Apartheid geschlagenen Wunden geleistet haben: Um versöhnt zusammenleben zu können, bedarf es der *Ermutigung und Vergewisserung*, dass ungerechte Verhältnisse und schuldhaft Verstrickungen kein unabänderliches Schicksal darstellen, dem man sich nur eben hinzugeben hätte. Heilung ist aber nicht möglich ohne die ungeschminkte *Wahrnehmung* dessen, was an Schuld begangen und an Schaden zugefügt wurde: Schuld muss ausgesprochen und bekannt werden. Erst so wird der *Weg* frei zu versöhntem Neuanfang, der dann aber auch in Schritten konkreter Umkehr und Erneuerung begangen sein will.

Im Reformierten Weltbund hat das Bekenntnis von Belhar uns inspiriert, als wir auf der Generalversammlung in Debrecen 1997 einen »Bund für Wirtschaftliche und ökologische Gerechtigkeit« schlossen und uns in einen »Prozess des Bekennens« begaben. Und es hat das Bekenntnis von Accra (2004) wesentlich mit beeinflusst.

In Klammern sei vermerkt: Es ließe sich leicht zeigen, dass der Dreischritt von Wahrnehmung, Vergewisserung/Ermutigung und Wegweisung auch diesem Text eingepreßt ist. Bei genauerer Analyse würde man allerdings feststellen müssen, dass – aufs

Ganze gesehen, die das Belhar-Bekenntnis tragende christologische Konzentration in den Hintergrund tritt. In Accra wird eher unspezifischer vom 1. Artikel her argumentiert, Jesus ist vor allem Vorbild und Inspirator. In der theologischen Nacharbeit konnte (und musste) dieser Mangel – vor allem in der christologische Reflexion des umstrittenen Begriffs *empire* – behoben werden.

V. Unser aktuelles Christuszeugnis

Ich möchte im Lichte des Belhar-Bekenntnisses für die Frage nach unserem aktuellen Christuszeugnis folgende Merkposten festhalten:

1. *Mein* Christus ist zugleich der Herr der Welt, das Haupt seiner weltweiten Kirche. Und darum ist die Frage nach seiner Relevanz nicht ohne den Blick auf die Schwestern und Brüder zu beantworten. Nicht ohne den Blick auf die Herausforderungen, vor die sie gestellt sind und die wir gemeinsam zu bewältigen haben.

Dorothee Sölle, die in ihrer »Einführung in die Theologie«¹² das Christologiekapitel ebenfalls mit unserer Themenfrage überschreibt, führt aus:

Eine der katastrophalen Folgen des Kapitalismus besteht in dem, was er den reichen Menschen im Herzen dieses wirtschaftlichen Systems antut an Reduktion des Menschseins auf das einzelne Individuum. In der amerikanischen Werbung ist zu beobachten, wie alle Gegenstände ›ganz persönlich für dich‹ da sein sollen, auch wenn sie millionenfach existieren. Deine Initialen, deine Anfangsbuchstaben müssen auf deinem T-shirt sein, auf deinem Kugelschreiber, auf deiner Tasse – und auf deinem Jesus! Auch er ist ganz persönlich für dich da. In dieser Religion lebt kein anderer Geist als in der Verkaufskultur: Jesus ist für den massenwirksamen Fundamentalismus ›mein ganz persönlicher Heiland‹, und darüber hinaus ist eigentlich nichts zu sagen. In dem Bekenntnis zu ›Jesus Christ – my personal saviour‹ steckt keine Hoffnung für diejenigen, die unser System zum Hungertod verurteilt. Es ist ein frommer Satz voller Gleichgültigkeit für die Armen und voller Hoffnungslosigkeit für uns alle. Im Lichte dieser individualistischen Verkürzung müssen wir die Frage der Christologie ökumenisch stellen und nach Jesus Christus ›für uns heute‹ in unserem Lebensraum und in unserer Lebenszeit fragen. (138).

2. Ebenso wichtig: das ›Heute‹! Es kann nicht angehen, einmal gefundene Antworten nur noch einmal laut und deutlich zu wiederholen. Denn weil Gottes Güte »alle Morgen neu« ist, darf sein Wort nicht zur zeitlosen Wahrheit werden. Das »Herr, Herr« immer noch einmal kontextlos zu wiederholen, oder auch zu beteuern bedeutete Verrat an der Zeitgenossenschaft und Solidarität dessen, der zu jeder Zeit nicht ohne die Seinen sein will. Und deshalb: *Es werden nicht alle, die zu mir sagen ›Herr, Herr!‹, in das Himmelreich kommen. Sondern? Sondern, die den Willen tun meines Vaters im Himmel* (Mt. 7,21).

3. Damit ist ein weiterer Merkposten in Erinnerung gerufen. Gerade in Vorbereitung auf das Jahr 2017, wird – fast schon etwas gebetsmühlenartig – die Rechtfertigungslehre als das Zentrum der reformatorischen Erkenntnis in den Vordergrund gestellt. Das ist zu 100% halb richtig. Denn wo gäbe es in der Begegnung mit dem lebendigen Christus Rechtfertigung ohne Heiligung. »Dir sind deine Sünden vergeben – sündige hinfort nicht mehr«, lautet Jesu Botschaft wieder und wieder. Und so macht er, »der für alle meine Sünden vollkommen bezahlt«, eben auch »von Herzen willig und bereit, ihm fortan zu leben« (HK 1). So ist »der Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden« »mit gleichem Ernst (...) Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbaren Dienst an

12Dorothee Sölle, Gott denken. Einführung in die Theologie [1990], München-Zürich 2002.

seinen Geschöpfen« (Barmen II). Diese Hälfte bleibt in der programmatischen Ausarbeitung der EKD zu 2017 »Rechtfertigung und Freiheit« leider allzu unterbelichtet (worauf verschiedene Autoren im letzten Heft der ›Jungen Kirche‹ wenn auch im Ton etwas ruppig, so doch in der Sache zu Recht hingewiesen haben¹³). Aber was zu 100% halb richtig ist, droht ganz falsch zu werden, wenn es gegenüber den eigenen Ausblendungen immunisiert. Immer wieder lese und höre ich in Predigten – gleichsam als evangelische Schlüsselaussage vorgetragen – den Satz: »Gott nimmt dich an, wie Du bist«. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn »so und mit gleichem Ernst« (Barmen II) dann auch davon geredet würde, dass Gott mich nicht lässt, wie ich bin, sondern mich zur Umkehr bewegt und mich einweist auf den Weg der Nachfolge. Fehlt diese zweite Hälfte aber, bedient die erste lediglich meinen Narzissmus. Das verstand Bonhoeffer unter ›billiger Gnade‹.

Um das noch einmal anders zu sagen: Es könnte sein, dass wir Jesus Christus heute verpassen, wenn wir in die falsche Richtung blicken. Wenn wir ihn da suchen, wo er jetzt gerade nicht zu finden ist. Das Geheimnis der Ausstrahlung und Überzeugungskraft von Papst Franziskus I. liegt im Kern doch darin, dass er in die richtige Richtung blickt, indem er Christus dort (auf-)sucht, wo er sich heute zeigt: In den Slums von Manila, auf den lebensgefährlichen Flüchtlingsbooten und an all den anderen Orten, wo Christus ihm in den geringsten Brüdern und Schwestern begegnet.

VI. Schluss

Wer ist Jesus Christus für uns heute?

Der an Belhar verdeutlichte Dreischritt mag auch uns den Takt vorgeben, in dem wir dem lebendigen und gegenwärtigen Christus heute begegnen:

- indem wir *wahrnehmen*, was sich in uns und unserer Welt seiner Herrschaft widersetzt,
- indem wir uns *stärken und ermutigen* lassen von den vielen Zeichen seiner versöhnenden Gegenwart und indem wir uns senden lassen als *achtsame Schülerinnen und Schüler* dessen, der uns Gottes Wesen und Willen kundtut.

Das alles setzt aber voraus, dass wir in seiner Nähe leben. Will sagen: dass wir *in Kontakt treten* zu dem, der uns als König, Priester und Prophet zugewandt ist und an uns arbeitet, indem er und tröstet und zurechtbringt. Solche Kontaktnahme geschieht *auch* über Einsicht, *auch* über theologische Reflexion. Sie vollzieht sich aber zuerst und vor allem in *gelebter Frömmigkeit*.

Noch einmal zurück nach Ruanda – zwanzig Jahre nach dem Genozid. Christen haben sich aufgemacht, die tiefen Grenzen der Feindschaft zu überwinden.

Anisi hat überlebt.
 Sie ist die einzige aus ihrer Familie
 und aus ihrem Dorf.
 Sie war nicht zu Hause als die Schlächter kamen,
 und alle erschlugen,
 die in der Kirche Schutz gesucht hatten.
 Nun kehrt Anisi einmal im Jahr zurück
 in das Nachbardorf.
 Sie fragt die Kinder:
 „Warum wohne ich nicht mehr hier?“

13 Siehe die Beiträge in Junge Kirche, 76. Jahrgang, I/2015.

„Weil du hier niemanden mehr hast“
antworten sie.

„Und warum kehre ich zurück?“
Die Kinder schweigen.

„Wegen der Liebe, die den Hass überwindet.
Sie ist der Schlüssel zu unserer gemeinsamen Zukunft.“
Die Kinder lachen.¹⁴

Die Kraft zu diesem Weg wächst Anisi zu aus gelebter Frömmigkeit. Sie begegnet ihrem Versöhner im Gottesdienst der Gemeinde: In Bibelarbeiten und Predigten, in Gebeten und Liedern ist ihr der lebendige Jesus Christus gegenwärtig, als Fürsprecher und Tröster, als verlässlicher Freund, als der überlegene Herr und der weitsichtige Lehrer.

Und dann singen wir in ihrer Gemeinde die 2. Strophe des eingangs genannten Liedes:

Have we trials and temptations?
Is there trouble anywhere?
We should never be discouraged,
take it to the Lord in prayer.
Can we find a friend so faithful,
who will all our sorrows share?
Jesus knows our every weakness:
take it to the Lord in prayer.

... und indem wir so singen, wird auf einmal alles wahr.

14 Der Text entstammt den ›Ruandaskizzen‹ von Sylvia Bukowski.